

mare

Owen Booth

DIE
WIRKLICH WAHREN
ABENTEUER
UND AUSSERORDENTLICHEN
LEHRJAHRE
DES TEUFELSKERLS
DANIEL
BONES

Aus dem Englischen
von Ulrike Wasel
und Klaus Timmermann

mare

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
The All True Adventures (and Rare Education)
of the Daredevil Daniel Bones
bei 4th Estate, HarperCollinsPublishers, London.

Copyright © Owen Booth 2020

1. Auflage 2023

© 2023 by mareverlag, Hamburg

Lektorat Lisa Fabian, Hamburg

Typografie Iris Farnschläder, mareverlag

Schrift Stempel Garamond

Druck und Bindung CPI books, Germany

ISBN 978-3-86648-663-8



www.mare.de

Für Gav

INHALT

BUCH 1

Zukunftsansichten 15 – Wie meinem Bruder der Arm gebrochen wurde 18 – Zwangsrekrutiert 23 – Abschiede 28 – Alles, was ich auf der Welt habe 32 – Die Überfahrt 36 – Das Allerwichtigste 40 – Die Autobiografie von Captain Clarke B. – Erster Teil 46 – Eine Ausbildung 49 – Ein vornehmer Müßiggänger 53 – Die Berühmte Witwe Timmermans 59 – Wie ich Fahrrad fahren lernte 64 – Ein Wettrennen 68 – Grenzen 74 – Wissenschaftler und Erfinder 76 – Was einen Mann ausmacht 83 – Der Anzug Also 88 – Wir werden gebeten, uns zu verpissen 92 – Wald 95 – Halte dein Herz, oh Wanderer 100 – Der Rheinfall 105 – Der Prinz und die Prinzessin von B. 110 – Welch Glück, in solchen Zeiten zu leben 117 – Der Affe 122 – Über narzisstische Störungen 126 – Diebesgut 130 – Eine Woche wasserbetriebener Wunder 134 – Die unendlich gesprächige Edith Williams 139 – Was ich tun muss 144 – Eine Abmachung 148

BUCH 2

Eine Ablenkung 161 – Willkommen im Wanderzirkus 165 – Dasselbe wie alle 169 – Allein 173 – Auf dem Fluss P. 177 – Ein neues Aussehen 182 – Am Tag danach und am nächsten und übernächsten 186 – Die Jungs vor mir 190 – Strick 194 – Das Marsch-

land 198 – Wie Tiere 202 – Reich 206 – Liebe und ungezügelter Ehrgeiz 210 – Ich war noch nie in Amerika 214 – Passagiere oder Gefangene 218 – Eine Nacht mit neuen Freunden 223 – Mit Pferd und Wagen übers Hochland 228 – Der König von Italien hat einen prächtigen Schnurrbart 232 – Mcinerneys Geständnis 237 – Die furchtbare Zukunft 242 – Nicht jeder hat eine Familie 246 – Wieder nach Frankreich 249 – Die Art von Menschen, die sich solchen Menschen anschließt 252 – Der Vorfall mit der Uhr 255 – Was als Nächstes kommt 260 – Ein schlechter Schwimmer 264

BUCH 3

Die einzigen noch lebenden Söhne 273 – Vielerlei glückliche und unglückliche Ausgänge 277 – Die Stadt der Toten 281 – Ein fragwürdiges Leben 286 – Die wissenschaftlichen Eigenschaften gefrorener Luft 290 – Ein Tanzbär 294 – Woran ich mich erinnere 297 – Berichte von einem Verrückten auf freiem Fuß 301 – Mehr oder weniger ruiniert 305 – Ein Double 310 – Das Los der Gattin eines Provinzpolizisten 315 – Von Dichtern und Bankräubern 319 – Mirakel, Meisterwerk und Monument 323 – Die Unterwelt 327 – Die Heimreise 332 – Da bin ich nun 335 – Ein hübsches Brüderpaar 340 – Die logistischen Details 346 – Europäische Praktiken 351 – Ausnahmslos Taugenichtse 356 – Quitt 359 – Pläne 365 – Noch mal: auf Wiedersehen 370 – Enden 373

Dank 379

BUCH 1

Was mit unserer Mutter geschah

Unser Vater ist ein brutaler Mann, wie alle Väter, damit sollte ich wohl beginnen.

Er entstammt einer langen vergifteten Linie von armen Kämpfern, mal von Kriegen verdorben und mal von deren Ausbleiben, wobei die Schrecken jeder Generation in einem fort an die jeweils nächste weitergegeben werden. Der alte Herr selbst, der jetzt Mitte dreißig ist und noch nie eine Schlacht erlebt hat, führt stattdessen Krieg gegen sein eigenes Leben, wobei diejenigen, die ihm am nächsten stehen – also hauptsächlich mein kleiner Bruder und ich –, die Rolle seiner Feinde einnehmen.

Unser Vater, gut einen Meter achtzig groß und fast genauso breit, trinkt jeden Tag und alles, was er in die Finger kriegt, und im Jahr 188- hat er seine Fäuste und Füße und den bulligen Kopf, schon solange wir zurückdenken können, dafür benutzt, uns in Angst und Schrecken zu versetzen.

Von kolossalem Selbstmitleid erfüllt, weint er im Schlaf um alles, was er erlitten, und alles, was er verloren hat.

Wenn unser Vater uns überhaupt etwas erzählt, dann die Geschichte, dass unsere Mutter entweder am Fieber oder an Krebs gestorben ist, dahingerafft, als sie meinen Bruder noch stillte und ich gerade erst drei oder vier Jahre alt war. Falls das stimmt, müssen alle Erinnerungen, die ich an sie gehabt haben mag, aus mir herausgeprügelt worden sein, denn ich bin nicht mal in der Lage, mir ihr Gesicht vorzustellen.

Von der Geschichte gibt es noch andere Versionen, die in unserem Dorf hinter vorgehaltener Hand erzählt werden. Ihnen zufolge starb unsere Mutter bei der Entbindung, oder sie wurde einige Wochen später von einem Pferd totgetrampelt oder stürzte von einem Karren oder einem Boot oder wurde nach der Niederkunft von einer so großen Traurigkeit erfasst, dass sie sich das Leben nahm, indem sie beim Gezeitenwechsel hinaus in die Salzmarsch ging. Oder, schlimmer noch, sie traf die vernünftige Entscheidung, sich selbst zu retten, und verließ uns, lief davon, um sich eine bessere Familie zu suchen, mit besseren Söhnen und Töchtern, als wir es sind.

Und wir, mein Bruder und ich, scheuen nicht mal vor der Mutmaßung zurück, dass unsere Mutter vielleicht ein noch finsteres Schicksal ereilt hat, und zwar durch die Hand unseres Vaters.

Nichts davon würde uns wundern. Wir leben gewissermaßen am Rande des Marschlandes, am äußersten Ende einer schmalen Landzunge am Ende einer etwas breiteren Landzunge, an der Mündung des Flusses D., und niemand in unserem Dorf schafft es je bis in ein reifes oder gar überreifes hohes Alter. Schon das Erreichen eines mittleren Alters gilt als beachtliche Leistung. Die Menschen ertrinken oder sterben an Unterkühlung oder am Fieber oder an Schwindsucht oder an einem Stück Fleisch, das ihnen im Halse stecken bleibt, oder am Suff oder durch Blitzschlag oder durch die Hand ihrer Freunde und Nachbarn. In einem Winter erfror die Hälfte des Dorfes innerhalb einer Woche, und als der Frühling kam, konnte sich kaum noch jemand an die Namen der Toten erinnern.

Alles, was wir, unser Vater, mein Bruder und ich, auf dieser Welt besitzen, befindet sich in einer ehemaligen Schmiede, die nur aus einem Raum besteht und dessen einziges Fenster halb mit Lumpen und Papier zugestopft ist. Dort schlafen und es-

sen wir drei, und unser Vater verdient etwas Geld damit, Netze und Räder und kaputte Möbel und andere Sachen zu reparieren. Davor ist ein kleiner Garten, in dem ich gegen den salzigen Schlamm und die Seeluft ankämpfe, um Gemüse anzubauen, sowie ein Pferch für ein einsames Schwein und ein winziger Streifen Strand, der bei Flut gerade breit genug ist, um mit einem Ruderboot anzulegen. Bei Ebbe gibt es nur den tückischen, stinkenden Schlamm und schließlich die Austernbänke dahinter.

Die anderen Häuser des Dorfes stehen aufgereiht entlang der vierhundert Meter langen Landzunge, die auf beiden Seiten von Gezeitengewässern begrenzt wird, ehe sie auf Festland trifft (das auf den nächsten acht Kilometern so tief liegt, dass es manchmal, vor allem während der Springtiden, kaum noch von dem Ästuar zu unterscheiden ist). Es sind die Häuser von Austernzüchtern und Fischern und Kleinbauern und Salinenarbeitern und Männern, die Schmiergeld annehmen, damit sie über manches hinwegsehen, und von Männern, die eine Kombination all dieser Dinge sind, wenn und soweit es nötig ist. Es gibt außerdem eine Schule für ihre Kinder, bis sie zehn Jahre alt sind, und eine Kirche für die Errettung ihrer Seelen und ein Gasthaus für alles, was dazwischen liegt.

Im Frühling segeln die Austernzüchter nach Jersey, um Saataustern zu fangen und sie zur Zucht in die hiesigen Bänke draußen vor dem Watt zu bringen, im Sommer wird nachts in Ruderbooten Schmuggelware an Land gebracht, und den Rest des Jahres klammern wir uns an das unsichere Land und werden gelegentlich von Stürmen fortgespült, aber so ist unser Leben.

Ich bin entweder fünfzehn oder sechzehn Jahre alt und verdiene seit drei Jahren meinen Lebensunterhalt als Handwerkslehrling, Austernzüchter und Fischergehilfe sowie als Koch und Putzmann und mittwochs als Reisender den Fluss hinauf

zum Wochenmarkt und obendrein als Helfer für alle Fälle. Ich bin gesund und aufgeweckt und schlau und gewitzt, kann fast alles, was in die Werkstatt kommt, neu bauen oder reparieren, weiß, wie man ein Schwein schlachtet und einen Garten anlegt und ein Boot steuert und einen Fisch fängt, und meine Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht beschränken sich auf ein paar unbedeutende Experimente mit einigen der leichtfertigeren, älteren Mädchen im Dorf, darunter auch Susan die Pfarrerstochter, in die ich die meiste Zeit verliebt bin.

Ich bin groß für mein Alter und habe zwei gute blaue Augen und kann lesen und schreiben, und solange ich zurückdenken kann, war ich Mutter und Vater für meinen kleinen Bruder und auch größtenteils für mich selbst, da sich sonst niemand je freiwillig für die Aufgabe gemeldet hat.

Zukunftsaussichten

Als mein Bruder zum ersten Mal wegläuft, ist er sechs Jahre alt. Nachdem ich ihn eine Nacht und einen Tag lang gesucht habe, finde ich ihn versteckt in einem kaputten Kahn acht Kilometer flussaufwärts, und als ich ihn nach Hause bringe, verprügelt mein Vater ihn so schlimm, dass er eine Woche lang nicht mehr aus dem Bett aufstehen kann. Das nächste Mal bleibt er drei Tage weg, kommt sonnenverbrannt und halb verdurstet zurück, die Lippen weiß gebleicht vom Salz, und er will nicht verraten, wo er gewesen ist. Von da an verschwindet er so regelmäßig, dass kein Wort mehr darüber verloren wird, doch die Bestrafungen, die ihn anschließend unweigerlich erwarten, haben bloß weitere Fluchten zur Folge.

Im Laufe der Jahre verbringt mein Bruder mindestens eine Nacht in sämtlichen Wäldchen, umgedrehten Booten, Verschlägen, Fischerhütten, Scheunen, Kuhställen und verlassenen Kirchen und auf jedem Friedhof des Countys. Und jedes Mal läuft es darauf hinaus, dass ich hinterher seine Wunden verbinde, die Blutergüsse bepudere, ihm das Blut aus den Augen wasche und ihn frage, warum er nicht damit aufhört, worauf er antwortet: »Weil ich nicht will, dass er *gewinnt* ...«

Jeden Sonntagmorgen schwitzt unser Vater zusammen mit all den anderen Sündern seinen Samstagabendsuff in der Kirche aus. Sonntagnachmittags legt er sich wieder ins Bett, und ich fahre mit meinem Bruder in unserem kleinen Boot raus und

bringe ihm bei, was ich über Gezeiten und Wetter und Tiere weiß und was ich alles gelernt habe, und wir spielen das immer gleiche Märchen unserer Flucht durch.

»Was, wenn wir einfach immer weiterrudern, bis nach Holland?«, fragt er. »Die würden uns für tot halten und gar nicht erst nach uns suchen. Und wir könnten dann leben wie Fürsten und Könige.«

Und ich erwidere: »Aber wir können kein Holländisch ...«

Trotzdem lasse ich uns jedes Mal ein bisschen weiter hinaustreiben, vorbei an den Sand- und Austerbänken, lasse uns in der Strömung dahingleiten, die uns in eine bessere Zukunft tragen könnte, und erlaube meinem Bruder, noch ein paar Minuten länger zu hoffen, bevor ich das Boot schließlich wieder wende, weil ich mir wie immer der Wirklichkeit der Welt bewusst bin, und auch, weil ich ein Feigling bin.

Mein Bruder ist zehn und damit in seinem letzten Schuljahr. Er kann lange Balladen auswendig aufsagen und einen Apfel so naturgetreu malen, dass man ihn am liebsten vom Papier pflücken würde. Dank der besonderen Aufmerksamkeit der Pfarrersgattin ist er sehr gut in Englisch und Mathematik und Geografie und anderen Fächern, die ebenfalls niemandem im Umkreis von achtzig Kilometern irgendwas nützen. Am Ende des Sommers wird er anfangen zu arbeiten und alles andere vergessen müssen. Er besitzt: Schuhe, eine Winterjacke, Stifte, zwei Messer und drei Bleisoldaten, die er in einer Nische hinter der Pritsche aufbewahrt, auf der wir schlafen.

Mit fünfzehn oder sechzehn gehe ich abends meist allein spazieren oder bin unter dem Fenster von Susan der Pfarrerstochter zu finden, wenn mein Bruder schläft, unser Vater unten im Pub ist und die Welt wenigstens für ein paar Stunden recht-schaffen und ehrlich scheint. Ich besitze: Schuhe, Jacke, ein im Marschland gefundenes Döbereiner-Feuerzeug, um Zigaret-

ten anzuzünden, und ein verrostetes Medaillon (ebenfalls im Marschland gefunden), das sich nicht öffnen lässt.

»Und was dann?«, fragt Susan die Pfarrerstochter, gibt mir die Zigarette zurück und stützt die Unterarme wieder auf das Fensterbrett.

»Und dann leben wir wie Fürsten und Könige«, sage ich.

»Und ich bin dabei dann wohl die Königin, was?«

»Wenn du mit uns kommst.«

Draußen im Marschland schreit eine Eule. Irgendwo oben ist ein Mond hinter dunklen, marmorierten Wolken.

»Wenn ich mitkomme, will ich Präsidentin sein.«

»Dann heirate mich.«

»Du bist zu jung für mich«, sagt die alte Susan (sechzehn).

»Außerdem hast du keine Zukunftsaussichten.«

»Hier bei uns hat keiner Zukunftsaussichten. Du auch nicht.«

»Tja, lass mich noch mal an der Zigarette ziehen«, sagt sie, und dann, nachdem sie tief inhaliert und die Augen verdreht hat, als würde sie gleich in Ohnmacht fallen, sagt sie: »Meine Güte, was bist du für ein feiner und stattlicher junger Mann, Daniel Bones, und ich muss gestehen, schon allein der Gedanke an deine Hände auf meinem Körper ...«, ehe sie von niedlichem Lachen und Husten übermannt wird, woraufhin ihr Vater von irgendwo im Haus etwas ruft und ich sicherheitshalber Reißaus nehme.

Und dann gehe ich wieder zurück, vorbei an den schlafenden Häusern und dem schwarzen Gewässer irgendwo da draußen, und ich finde meinen Bruder tief und fest schlafend in der Dunkelheit der Hütte, seine Bleisoldaten in beiden Fäusten, und ich lege mich dazu, nehme ihn in den Arm und ziehe seinen Kopf auf meine Brust und liege im Dunkeln wach, warte auf die Geräusche unseres heimkehrenden Vaters und die nächste Apokalypse.

Wie meinem Bruder der Arm gebrochen wurde

Selbst Scheusale haben gewisse Fähigkeiten.

Der Blick fürs Detail und die Zartheit, die unser Vater bei seinem Handwerk an den Tag legt, könnten einem das Herz brechen. Wenn man ihn bei der Arbeit sieht, sieht man den Mann, der er hätte sein können.

Ein von ihm repariertes Rad oder ein Stuhl oder ein Schmuckkästchen sind allem Anschein nach besser als je zuvor. Fugen sind fester und bündiger, Speichen gerader, Scharniere bewegen sich leichter. Tragisch für ihn ist, dass nichts davon notwendig ist. *Ganz gut* würde vollkommen ausreichen, besonders hier, am Rand der Welt, wo selbst die allerbeste Reparatur den bereits angerichteten Schaden niemals ganz beheben kann.

Der einzige Besitz unseres Vaters, abgesehen von seinen Werkzeugen, ist das Modell eines hölzernen Segelboots, das er aus irgendeinem Wrack oder einer Zwangsvollstreckung gerettet und repariert hat und das wir nicht anrühren dürfen. Er liebt dieses Boot heiß und innig, putzt und poliert es alle paar Monate, befasst sich mit den winzigen Feinheiten von Segeln und Takelage und Aufbauten.

Am Ostersonntag, als nach drei Tagen Regen warmes Aprilwetter von Süden heranweht und die Strömungen in zwei unterschiedliche Richtungen aus dem Ästuar fließen, nimmt mein Bruder das Boot, während mein Vater in der Kirche ist und ich Besorgungen mache, und – er wird nie sagen, ob aus Versehen

oder mit Absicht, aber Sie werden so Ihre Vermutungen haben – zerschmettert es auf dem Boden.

Ich habe oft genug mit Fäusten und Ringergriffen und Steinen und Holzstöcken gegen meinen Bruder gekämpft, um zu wissen, dass er ein willensstarker Gegner ist, doch selbst mich verblüfft, wie erbittert er sich wehrt, als unser brüllender, todunglücklicher Vater versucht, ihn vor den Augen fast des ganzen belustigten Dorfes die Landzunge rauf und runter zu prügeln. Der Kampf scheint Stunden zu dauern.

Erst als der verzweifelte Junge schließlich sein Messer in die Brust des Scheusals stößt, woraufhin unser Vater über seinem Knie den Arm seines Sohnes bricht, findet die Sache ein Ende.

Danach bleibt es mir überlassen, meinen Bruder auf einen Leiterwagen zu packen und zum Arzt zu karren, der zu Hause ist und, da der Wochentag mit dem Buchstaben »g« endet, ebenfalls betrunken ist, aber dennoch den Knochen ganz passabel richtet, sodass wir nach wenigen Stunden wieder zurück sind. Während unserer Abwesenheit zieht unser Vater das Messer, das in ihm steckt, heraus, geht nach Hause und macht sich daran, alles zu zerstören, was in unserem Haus noch nicht ruiniert ist, wozu auch gehört, dass er auf unser Bett pinkelt. Dann begibt er sich wieder zum Pub, aber nicht ohne zuvor die Bleisoldaten meines Bruders auf dem Amboss platt zu hämmern, und erst als mein Bruder diese Entdeckung macht, lässt er seinen Tränen freien Lauf.

Nachdem mein Bruder an dem Abend endlich mithilfe einer beträchtlichen Menge Rum eingeschlafen ist, sitze ich am Rande des Ästuars und wäge meine nicht vorhandenen Möglichkeiten ab. Der Himmel schimmert noch in der Dämmerung, und auf der reglosen Oberfläche des Wassers spiegelt sich die gewaltige Kuppel von Sternen, die einer nach dem anderen erscheinen, und lässt mich in eine bessere Welt als diese hinabstarren.

Bis auf das Zwitschern der Vögel draußen in der Marsch ist alles still, und ich spiele mit dem Gedanken, unseren Vater zu vergiften oder zu ertränken oder sonst meinen Bruder und mich, und überlege noch, welches die größere Sünde wäre, als ich den würzigen Duft von Zigarrenrauch wahrnehme, der über das Wasser treibt, und die Umrisse von etwas bemerke, das aussieht wie ein Seehund, der den Fluss heraufkommt. Aber für einen Seehund wühlt dieses Etwas die Oberfläche zu sehr auf, und schon bald zerreißen die anlaufenden Wellen das perfekte Bild des Universums, das ich betrachtet habe.

Als das Etwas näher kommt, erkenne ich, dass es tatsächlich ein Mensch ist, aber er schwimmt nicht, sondern gleitet wie in einem sehr niedrigen Eskimokajak dahin. Er liegt flach auf dem Rücken im Wasser in einer Art aufgepumptem Anzug, hat nur den Kopf angehoben und bewegt sich mithilfe eines kurzen Doppelpaddels vorwärts. Dabei zieht er eine kleine Trage aus Segeltuch, in der vermutlich seine Habseligkeiten oder seine Ausrüstung verstaut sind, an einem mehrere Meter langen Tau hinter sich her.

»Ahoi!«, ruft der Mann und schreckt mich aus meiner stauenden Verwunderung auf. »Ist das hier der Fluss W.?«

»Nein«, rufe ich zurück, »der W. ist drei Kilometer weiter da runter. Das hier ist der D.«

Er ist beileibe nicht der Erste, der diesen Fehler macht – und sagt laut: »Gottverdammte!« –, kommt aber dennoch unaufgefordert näher und landet dicht neben der Anlegestelle, was mir einen besseren Blick auf den seltsamen Gummianzug ermöglicht, der ihn von Kopf bis Fuß bedeckt und mithilfe von verschiedenen Gurten und Schnallen gesichert wird. Ein Schlauch dicht an seinem Mund scheint dafür gedacht, die Schwimmhilfe mit Luft gefüllt zu halten, wenngleich derzeit eine Zigarre zwischen den Zähnen des Mannes klemmt.

»Ist gefährlich, so kurz vor der Dunkelheit hier im Wasser unterwegs zu sein«, sage ich möglichst lässig, aber aus dem Bedürfnis heraus, in dieser Situation eine gewisse Autorität geltend zu machen. »Ein Frachtkahn oder ein Austernboot könnte über Sie drüberfahren und es nicht mal merken.«

»Und wieso«, entgegnet er mit einem seltsamen Akzent, der nicht bloß auf die Zigarre in seinem Mund zurückzuführen ist, »sollte so spät noch ein Frachtkahn oder ein Austernboot unterwegs sein?«

»Vielleicht, weil die keine normale Fracht oder Austern geladen haben. Jedenfalls wären Sie gut beraten, sich eine Positionsleuchte zuzulegen.«

»Da könntest du recht haben. Und wie mache ich das am besten, deiner Meinung nach?«

»Eine Laterne an einer Stange, die Sie da an Ihrem linken Fuß befestigen. So wie an Ihrem rechten Bein eine Hülle für das zurzeit eingeholte Segel festgeschnallt ist. Müsste leicht anzufertigen sein, meiner Meinung nach.«

Und ich sage das mit Stolz, will klarmachen, wer auf diesem kleinen Fleckchen Strand und dieser unbedeutenden Landzunge zu Hause ist, und halte unverfroren seinem Blick stand, als er mich – wie ich jetzt bemerke – taxiert.

»Bist du ein guter Schwimmer, Junge?«

»Nicht der beste und nicht der schlechteste.«

»Aber du kannst schwimmen?«

Und ich sage: »Natürlich, wie eine Ente. Wäre auch schwierig, hier aufzuwachsen und nicht schwimmen zu können.«

»Und doch«, sagt er, »ist es eine bei Seemännern verpönte Kunst, denn sie behaupten, diese Fähigkeit zögere im Falle eines Schiffbruchs oder eines Sturzes von Bord nur die Akzeptanz des Todes hinaus. Denn *wohin* in all dieser leeren Unendlichkeit solle man denn schwimmen?«

Ich werde mich schon bald an diese schwülstige und lächerliche Art zu reden gewöhnen, werde sogar Gefallen daran finden, wenn sie mit all ihren Feinheiten angewendet wird, um ebenso zu unterhalten wie zu verwirren, aber dennoch ...

»Hier gibt's keine Seemänner«, sage ich, »bloß Austernzüchter, und die hab ich noch nie auf offener See züchten sehen.«

»Ganz recht. Was bist du doch für ein aufgeweckter Junge.«

Und mit diesen Worten kommt er an Land, legt sein Paddel weg und rappelt sich mit meiner Hilfe auf die Beine. Wasser strömt aus sämtlichen Falten des Gummianzugs, als er meine Hand mit seiner gummibehandschuhten schüttelt.

»Wo könnte ein fremdländischer Reisender in dieser Gegend wohl einen Platz zum Schlafen finden?«, fragt er.

Zwangsrekrutiert

Und das ist natürlich der berühmte Captain Clarke B., entweder aus den Vereinigten Staaten oder aus Irland, je nachdem, wessen Geschichte über seine Herkunft man glaubt, und von dessen Heldentaten selbst wir so fernab von der Zivilisation schon gehört haben.

Der verwegene Captain Clarke B., tollkühner Erfinder des lebensrettenden aufblasbaren Anzugs, den Sie im vorherigen Kapitel kennengelernt haben, der Mann, der nur wenige Monate zuvor mitten in einem Sturm an der Westküste Irlands an Land schwamm, nachdem er seine Erfindung bereits auf den großen Flüssen des amerikanischen Kontinents demonstriert hatte, und der sich jetzt auf einer Werbetour über die europäischen Wasserwege befindet.

Der charmante Captain Clarke B., der zu der kleinen Menschenmenge spricht, die sich am nächsten Morgen auf dem matschigen, mit Austernschalen übersäten Boden vor dem Gasthaus versammelt hat (nachdem er Little Pete, den Sohn des Gastwirts, in ein halbes Dutzend Nachbardörfer geschickt hatte, um seine Ankunft bei uns bekannt zu machen), und über den bereits Gerüchte im Umlauf sind, vor allem, dass er die vorangegangene Nacht entweder mit der Frau des Gastwirts oder dessen Tochter oder beiden im Bett verbracht hat, was viel dazu beiträgt, uns einfache Dorfmenschen für ihn einzunehmen, noch bevor er seine Rede überhaupt beginnt.

Über einen Meter achtzig groß, Ende dreißig und noch recht stattlich, mit einer seltsam hellen Stimme, beginnt er: »Ladys und Gentlemen dieser schönen Gemeinde.« Die Luft ist noch so kalt, dass sie einen frostigen Biss hat und der Matsch unter unseren Füßen knirscht. »Ich habe die mächtigen Ströme Missouri und Mississippi und Rio Grande durchschwommen. Ich habe riesige Ozeane überquert und Fliegende Fische und Wale gesehen, die im Morgengrauen aus den Tiefen des Pazifiks auftauchten« – an dieser Stelle ooht und aah das Publikum –, »ich habe Furcht einflößende Stromschnellen und gewaltige Wasserfälle überwunden, bewahrt nur durch die Wirksamkeit meines patentierten lebensrettenden Anzugs« – er deutet auf seine Erfindung, die an einem Rahmen aufgehängt neben ihm steht, woraufhin wir alle wissend nicken –, »und gerade letzte Woche bin ich eigenhändig die gesamte Themse von ihrer Quelle bis zu diesem Ort am äußersten Rande des Meeres hinabgeschwommen ...«

An dieser Stelle schweigt er kurz, damit die Leute begreifen, dass er über sie redet, über uns, über unser kleines Dorf. Ich wechsele einen Blick mit Susan der Pfarrerstochter. Ein kurzer, wärmender Applaus brandet auf.

»... und in drei Tagen« – er hält eine Ausgabe der Londoner Zeitung mit einem Bild von ihm hoch, im Rückblick wahrscheinlich eine bezahlte Anzeige – »werde ich den Versuch unternehmen, den tückischen Ärmelkanal zu durchqueren und an der Küste Frankreichs an Land zu gehen!«

Bei der Erwähnung des historischen Feindes ertönt ein ganzer Chor von Buhrufen, der den Captain vorübergehend aus dem Konzept bringt. Dann fängt er sich wieder und beginnt mit dem Teil seines Auftritts, in dem er darüber spricht, dass er, obgleich selbst unbedeutend, nicht umsonst gelebt haben wird, falls er durch seine wissenschaftliche Arbeit das Leben anderer

– Fischer, Matrosen, tapfere Angehörige der Royal Navy – retten kann, indem sie sich die in seinem Anzug enthaltene Technologie zu eigen machen, und uns auffordert, darüber nachzudenken, was wir zu den uns nahestehenden Menschen sagen würden, die das Meer im Laufe der Jahre geraubt hat, wenn wir die Chance hätten, ihnen zu erklären, warum wir die Gelegenheit ungenutzt ließen, andere wie sie zu retten, indem wir eine Münze in den Hut werfen, *der just in diesem Moment herumgeht ...*

Tja, selbst mein Vater, der grimmige alte Armbrecher, greift an diesem Punkt in seine Tasche. Giant Pete der Gastwirt versucht, dem Captain gleich mehrere Scheine in die Hände zu drücken, während seine Tochter schüchtern lächelt und mit der Schuhspitze über den Boden schabt und seine Frau nirgends zu sehen ist. Und dann kommt der Clou.

»Aber wer unter euch würde mir bei diesem Abenteuer beistehen?«, ruft der Captain, und wir alle stutzen und sagen »Wa...?«

Und dann landen die Augen des Captains auf mir, genau wie er es die ganze Zeit vorhatte, und er zeigt auf mich, sorgt dafür, dass alle mich sehen.

»Was ist mit Ihnen, Sir?«

Ich?

»Ein kräftiger junger Mann, der mit mir über den wilden Kontinent reist, um mich bei meiner lebensrettenden Arbeit zu unterstützen und den Namen seines Dorfes in die entferntesten Winkel der Zivilisation zu tragen – und einen Lohn dafür bezahlt bekommt, natürlich!«

»Natürlich!«, rufen alle.

In die Enge getrieben, blicke ich mich um, halte nach meinem Bruder Ausschau, kann seine Augen nirgends finden, bemerke stattdessen die bewundernden Blicke meiner ehemaligen

Klassenkameraden, die erhobene und skeptische Augenbraue von Susan der Pfarrerstochter. Und dann tritt Giant Pete der Gastwirt vor und wirft seine gewaltigen Arme um mich.

»Er sagt Ja«, ruft er. »Natürlich sagt er Ja!«, und plötzlich werde ich von den Händen meiner Freunde und Nachbarn hochgehoben und getragen, über die Menge und durch die Tür des Gasthauses gereicht, wo man mich auf die Theke legt – und *da* ist dann die Frau des Gastwirts, die, das muss erwähnt werden, eindeutig strahlt, und sie zapft schon das erste von vielen Gläsern Bier, die an diesem Vormittag in mich hineingeschüttet werden –, und somit ist mein fabelhaftes schreckliches Schicksal besiegelt.

Als ich Stunden später wieder zu mir komme, liege ich irgendwo mitten im Marschland, das Gesicht in einem Bett aus Queller, mit der dumpfen Erinnerung daran, dass es zuvor an den warmen Busen von mehr als einer Frau aus dem Dorf gedrückt war, und mein Bruder sitzt ein paar Meter von mir entfernt auf dem rissigen Schlamm, den geschienten Arm quer auf den Knien. Es ist schon spät, und die Flut kommt.

»Du bist berühmt«, sagt er.

»Das war nicht meine Absicht«, antworte ich.

»Bist du aber trotzdem.«

»Ich lass dich nachkommen«, sage ich und rappele mich auf. Weit hinten in der Marsch steigt das Wasser rasch an. »Sobald ich genug Geld hab. Eine andere Lösung fällt mir in unserer Lage nicht ein.«

»Lass mich jetzt mitkommen.«

»Es wird kein Jahr dauern.«

»Du weißt, dass ich so lange nicht durchhalte.«

»Kinder können alles durchhalten. Das wissen wir beide.«

Er lacht, finster. »Ha!«, dann reibt er sich die Augen, wischt seine Nase am Ärmel ab. Schnieft.

»Ein Jahr«, sagt er. »Ehrenwort.«
»Ein Jahr«, lautet meine Antwort.
Aber natürlich kommt es anders.